

Hermann Broch

Barbara

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1152 der Bibliothek Suhrkamp

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg begegnet ein leitender Arzt der Liebe seines Lebens in Gestalt einer jungen Kinderärztin. Auch »Doctor Barbara«, wie die Frau von den Kindern genannt wird, empfindet das Schicksalhafte der Begegnung – und weicht zurück. Nach einer schweren Kindheit und Jugend hat sie sich, wie zur Wiedergutmachung an anderen, ganz ihrem Beruf und der politischen Arbeit gewidmet. Hermann Broch (1886-1951) schrieb die Novelle einer im Scheitern sich erfüllenden Liebe in den Jahren 1935 und 1936, als er an dem Roman *Die Verzauberung* arbeitete.

Hermann Broch
Barbara

Novelle

Suhrkamp Verlag

Diese Ausgabe der erstmals 1953 in den Roman *Der Versucher*
erschienenen zweiten Fassung der Novelle folgt dem in Band 6
der kommentierten Werkausgabe (1980) enthaltenen Text.
© Rhein-Verlag Zürich 1953

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag : Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24025-0

Barbara

Es war in den ersten Nachkriegsjahren; ich war zweiundvierzig, hatte meine Stelle im Landeskrankenhaus, zu dessen stellvertretendem Leiter ich aufgerückt war, wieder bezogen und sollte aufgrund meiner biochemischen Untersuchungen die Universitätsdozentur erhalten. Ein harter Arbeitswinter lag hinter mir, überdies war er endlos und sonnenlos grau gewesen, ehe er sich mit vehementer Plötzlichkeit zum Frühling verwandelt hatte, und an einem jener hellen, laubgrünen, blauleuchtenden Nachmittage sah ich sie zum ersten Male: einen leichten, nicht mehr ganz tadellosen Handkoffer tragend, ging sie mit langen, etwas schwingenden, fast wäre zu sagen gewesen, unweiblichen Schritten, zielstrebig und etwas streng wie der in die Ferne gerichtete Blick, vom Direktionsgebäude zum Hauptpavillon der Kinderabteilung; ich hielt sie für eine der Mütter, die um

diese Stunde ihre Kinder besuchen kommen, aber als sie, von dem Handkoffer ein wenig behindert, nicht ohne Mühe die schwere und außerdem durch einen Schließapparat gehemmte Türe des Pavillons geöffnet hatte, da schaute ich noch eine Zeitlang hin – tue ich es nicht noch immer? noch heute höre ich das sanft-automatische Wiedereinschnappen des Türflügels! –, als hätte sie, trotz ihrer Unauffälligkeit und ihrer bürgerlichen Kleidung, ein Hauch von Überbürgerlichkeit umgeben, ein Hauch des Fremdartigen, unsichtbar nachwehend. Und ich war enttäuscht, daß in diesem Spitalsgarten nichts geblieben war als das junge Grün der Kastanienbäume und der Fliedersträucher.

Natürlich hatte sich dieser erste Eindruck bald verwischt, besonders, da sich bald herausstellte, daß sie eine neu aufgenommene Ärztin war und nun das Berufliche in den Vordergrund [trat]. Als der Primarius auf Urlaub ging und ich die Anstaltsleitung übernahm, kam ich mit ihr in nähere Berührung.

Ihre fachliche Tüchtigkeit war bemerkenswert; wissensreich, entschlußfähig, hatte sie, die jüngste Sekundarärztin, in Kürze und unauffällig die Herrschaft über die Abteilung an sich gezogen, und mochte sie hiebei auch wenig Widerstand gefunden haben – ihre beiden Kollegen bedeuteten nicht viel, und der Chef, Professor M., war schon zu alt, um nicht froh zu sein, nach den Visiten wieder raschestens heimkommen zu dürfen –, so war eine derartige Machtergreifung doch nur möglich gewesen, weil ein ganzer Mensch dahinter stand, mehr noch, nicht nur ein gelernter, sondern ein geborener Arzt, zu welchem sehr seltenem Typ sie gehörte: in ihren Diagnosen war sie von hellseherischer Sicherheit, und diese außerordentliche Intuition für das Leiden war es wohl, die sie von vorneherein und innerlich zum Freunde des Patienten bestimmte, zu seinem Bundesgenossen im Kampfe gegen Krankheit und Sterben, und dies waren überlegene Fähigkeiten, denen sich keiner entziehen konnte, weder die Kollegen, noch die

Pflegerinnen, die mitsamt dem ganzen Personal ihr auf den Wink gehorchten, doch am augenfälligsten befanden sich die Kinder unter ihrem Bann, ja, hier konnte man geradezu von magnetischen Wirkungen sprechen, denn sie brauchte sich bloß an ein Bett zu setzen, und der kleine Patient wurde so ruhig und glücklich, daß man schlechterdings an Heilerfolge glauben mußte, und wenn sie durch einen Saal schritt, blickte ihr eine lange Reihe von Augenpaaren erwartungsvoll nach. Dabei war die Herrschaft, die sie da errichtet hatte, durchaus nicht liebenswürdig; sie warb um niemanden, war vielmehr immerzu bereit, zu brüskieren und zu belehren, eine zorngemute Streiterin, und gar mit den Kindern machte sie überhaupt kein Federlesen; weit von den Tändeleien und Kinkerlitzchen entfernt, mit denen sich Kinderärzte so gern ihren Patienten nähern, behandelte sie sie mit stirnrunzelnder aufmerksamer Sachlichkeit, und der Kinderinstinkt bejahte es. Von den Kindern hatte sie sich Dr. Barbara

nennen lassen, und dieser Name war im Wege der Schwestern vom ganzen Hause übernommen worden.

Abgesehen von kleinen Kontroversen mit ihrem unbändigen Autoritätswillen, kam ich während meiner Anstaltsleitung recht gut mit ihr aus; sie fühlte sich in ihrem Wissen und Können von mir respektiert, und wir hielten eine gute männliche, oder richtiger geschlechtsfreie Arbeitsgemeinschaft, dies umsomehr, als diese unkokette, energische, nachdenkliche Ärztin in mir keinerlei Erinnerungen an jene Frau wachrief, die wenige Wochen zuvor den Spitalsgarten überquert hatte. So blieb es bis zu meinem letzten Inspektionsrundgang; der Urlaub des Primarius war abgelaufen, und ich sollte den meinen antreten, war also eigentlich nicht mehr geneigt, Entscheidungen zu treffen, die ich nicht mehr persönlich verarbeiten und vertreten konnte. Nichtsdestoweniger ergab sich noch im letzten Augenblick eine Diskussion über die Operationsreife eines Falles –

ich bin ein Gegner allzurascher Eingriffe, wie sie die Chirurgen lieben –, und schließlich ließ sie sich, mürrisch allerdings, von meinen Argumenten überzeugen. »Na, Doctor Barbara«, sagte ich, als das erledigt war, »wir brauchen nicht Abschied zu nehmen; im Laboratorium werden Sie mir ja hoffentlich oft Ihre Aufwartung machen.« – »Es wird sich schon so ergeben«, erwiderte sie immer noch mürrisch und strich ihre schlicht gescheitelten Haare mit beiden Händen glatt. Warum ich in diesem Augenblicke diese Hände in all ihrer Lebendigkeit sehe, warum ich sehe, daß es Frauenhände sind und von einer Weiblichkeit, wie ich sie seit meiner Kindheit nicht mehr erlebt hatte, seit jenem Tage, an dem meine Mutter mir zum letzten Male über die Haare gestrichen hatte, warum der Anblick dieser Hände mich mit Sehnsucht erfüllte und plötzlich mein ganzes Leben aufrollte, ja, ihm einen neuen Hintergrund verlieh, das wird mir ewig unerforschlich bleiben. Allerdings kam es mir erst hinterher völlig zum Be-

wußtsein, in jenem Augenblick sagte ich bloß: »Sie sind eine ausgezeichnete Ärztin, Doctor Barbara, aber Sie wären eine noch bessere Mutter.« Ein Schatten großen Ernstes ging über ihr Gesicht, indes, dann lachte sie: »Das erste fällt unter Ihre Kompetenz und freut mich.« Und ehe ich etwas antworten konnte, war sie davon; bei der Saaltüre jedoch wandte sie sich um und rief mir einen »Guten Urlaub« zu.

An diesem Frühsommertag standen die Kastanien im Spitalsgarten noch in voller Blüte, wenngleich ihre Pracht auch schon etwas müde war und auf den nächsten Gewitterregen wartete, der sie vernichten sollte. Und als ich am Abend, nachdem ich meine Koffer gepackt hatte, in meiner Wohnung oberhalb des Laboratoriums mich zum Fenster hinauslehnte und auf die Bäume hinunterschaute, die weiß und rosa zu Grau sich auflösten, während das Dächermeer der Stadt müde nebelig rauchig in der beginnenden Nacht verdämmerte, da war der hauchdünne Flor des

Abends wie ein lichtdurchwirktes graues Blumenauge, umgeben von zornig dunklen Wolkenbrauen, die auf den fernen Höhen des Horizontrandes lagerten, und er enthüllte dämmernd ein Antlitz, das elfenbeinfarbig unter teerschwarz rotbräunlichen Haaren, grauäugig und erhellt von einem unsäglich zarten Lächeln, mir zum ersten Male sichtbar wurde, obwohl ich es bereits so gut kannte. In dieses Antlitz schaute ich, konnte mich von ihm nicht trennen und blieb am Fenster lehnen bis die Nacht kam, und diese war wie eine unendliche und unendlich weiche und unendlich weibliche Hand, die sich auf den Scheitel der Welt legt.

Das war keine Vision, das war eine zweite Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die mit einem Schlage in das Sichtbare einbezogen war, und sie blieb nicht auf jenen Abend beschränkt, sondern sie begleitete mich, als ich am nächsten Morgen nach dem Süden fuhr. Gewiß wehrte ich mich dagegen, denn ich fühlte mich aus meiner eigenen Wirklichkeit,

an der ich an die vierzig Jahre gebaut und gearbeitet hatte, schmerzlich verdrängt, ich fühlte, daß etwas am Werke war, mich von allem, was vorhergegangen war, loszureißen, ohne daß ich eine Möglichkeit sah, einen Anschluß an das Neue zu gewinnen, das überfallsmäßig mich ergriffen hatte, ich fühlte das Grauen des Nicht-mehr-vor und -zurückkönnens, und oft genug kam mir der Gedanke, ich müßte in die Berge fliehen, um in ihrer härteren Umgebung und in ihrer Gletscherluft mir die Seele und mit ihr auch das neue ungebetene Leben aus dem Leibe zu klettern. Allein, ich konnte mich hiezu nicht entschließen, und nicht etwa, weil ich mir überlegt hätte, daß schicksalsmäßige Begegnungen im Landschaftslosen, Landschaftsunabhängigen vollzogen werden, und daß daher keinerlei Ortsveränderung etwas gefruchtet hätte, nein, dies war es nicht, vielmehr geschah es, weil ich mich nicht aus einer Gegend zu entfernen vermochte, deren Bewegtheit wie ein Spiegel des menschlichen Antlitzes ist,

ebenso lächelnd wie dieses, ebenso zürnend, ebenso voll ernster Erstarrung, vom gleichen Pulse durchpulst, Landschaft des Humanen, eingebettet in der Herbheit ihrer Ölbaumhänge, in dem Grau ihrer Weinberge, in dem Schwarz ihrer Lorbeerwälder und in der lichten Düsterteit ihrer Eichenhaine, grauäugiges, zürnendes, wolkenrunzelndes, strahlendes und nachdenkliches Land, elfenbeinfarben gleich seinen porzellanenen Wolken, unter denen das sternblickende, sternglitzernde Meer dahinrollt, traumschwer dunkel wie ein nächtliches Feld, das Meer in seinem Gewittermantel, und ruhend wieder, grünblau, ganz blau, rotblau, das Meer in seinem Sonnengefunkel, wenn weit draußen mit schrägem Segel langsam ein Fischerboot den funkelnden Sonnenstreifen überquert, das Meer des Südens, das Mittelmeer. Und Gleichnis der Einheit, zu der der Mensch strebt, Gleichnis seiner letzten Humanität, wurde mir die Natur zum Gleichnis ihrer zweiten Wirklichkeit, und war auch die Landschaft als solche

nicht weiblich zu nennen, war auch ihre wehende Vielfalt jenseits alles Diesseitigen, wehend jenseits des Lebens, jenseits des Todes, jenseits des Geschlechtes, es hatte sich die Sehnsucht, in sie und in ihr Gleichnis einzugehen, so untrennbar mit der Sehnsucht nach der Frau verschmolzen, nach jener Frau, mit der mir die zweite Wirklichkeit der Welt zuteil geworden war, es hatte sich das Heimweh nach dem geliebten Menschen so unlösbar mit dem Heimweh nach meinem tiefsten Erinnern verbunden, daß das Meer in all seinen Bildern, in seinem Mittagsglanz wie in seinem finstersten Grollen, in seinem Ruhem unter den huschend weißen Nebeln des Morgens wie in seinem milden Gesang der schwe-reentlösten Abende, Wogenkamm um Wogenkamm, daß mir die lorbeerumlaubten, eichenbeschatteten, pinienbestandenen, ölbaumumflorten Ufer, hingezogen bis zu den grenzenlosen Gestaden des Himmels, zu einem einzigen Bilde jenes allumfassenden Du wurden, in dem uns, quellend aus dem Reich-

tum des Sichtbaren und des Unsichtbaren, unsere zweite Wirklichkeit geschenkt wird, erkoren zum Bilde des großen »Du bist«, dessen tiefe heimatliche Sicherheit neben die ursprüngliche des »Ich bin« tritt, sie beide umschlossen von der nämlichen Unendlichkeit und in ihr zur Einheit werdend, Ziel aller Sehnsucht.

Wir hatten keinen Brief gewechselt, nicht einmal einen Kartengruß, und bei aller Sicherheit, die das Schicksalshafte uns verleiht, wußte ich dennoch, daß Schicksal nichts anderes als Verhaftung an bestimmte Vorstellungswelten ist und daß das Schicksal des Arztes, das ihn zu seinem Beruf geführt hat, mehr denn jedes andere von dem großen Rhythmus des ewig sich erneuernden Todes bestimmt ist, von der Vorstellung jener Stunde, in der der Mensch für immerdar das Geschlechtliche abstreift, als wäre es nie gewesen; wer sich nicht unablässig selber in dieser Stunde sieht, kennt weder die Todesehrfurcht noch die Lebensfurcht, er ist

nicht schicksalsmäßig Arzt geworden: und wissend, daß die Rückkehr in meinen Beruf auch die Rückkehr in diese, vielleicht engere Vorstellungsrealität bedeutete, fürchtete ich nicht nur – freilich es zugleich erhoffend –, daß jene zweite Wirklichkeit wieder mir verlustig werden könnte, sondern auch, täte sie es nicht, daß ich mit ihrer Sehnsucht allein zu bleiben hätte, weil die Frau, nach der ich mich sehnte, viel zu sehr ihrem ärztlichen Schicksal verbunden war, um je aus ihm heraustreten zu können. Und an den nahezu fünfzehnjährigen Altersunterschied denkend, welcher zwischen uns bestand, steigerte ich mich absichtlich in solche Befürchtung hinein, als vermöchte ich mich damit vor Enttäuschung zu bewahren. Doch es kam anders. Die Rückkehr in den Alltag hob nichts auf, sondern war in zunehmendem Maße Überraschung, war Überraschung einer Nähe, an die keinerlei Erinnerung herangereicht hatte, war Überraschung vor einem Heimweh, das erst kraft der Nähe wahrhaft